

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 39

Artikel: Zum Jungraujoch

Autor: F.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brauchten sie reichliches Trinkwasser, gutes Ackerland für Getreide, viel Weideland und Wald. Zudem wollten sie an Orten wohnen, wo sie sicher waren vor den Ueberschwemmungen der Flüsse.

Die Alemannen brauchten nicht lange nach solchen Stellen zu suchen; denn das Land war seit fünfhundert Jahren von Helvetiern und Römern bewohnt gewesen, und diese Völker hatten im Laufe der Zeit ebenfalls die günstigsten Stellen zu ihren Wohnorten ausgewählt, daselbst den Wald geschlagen und Acker angelegt. Solche Stellen fanden sich überall da, wo ein Seitenbach in ein größeres Haupttal eintritt und am Fuße des Abhangs einen Schuttlegel aufgeschüttet hat.

Als die Alemannen kamen, fanden sie überall auf solchen Schuttkegeln oder auf den Terrassen der Emme und der Aare gutes Ackerland und schöne Matten. An den steilen Abhängen der Hügel und Berge stand dichter Tannenwald; in den Flußauen der Täler wuchs wildes Gras und Gebüsch.

Auf dem Schuttkegel eines Baches bauten die Männer einer Sippe ihre Häuser, anfangs nur wenige, für jede Familie eines, wie auf dem Bilde zu sehen ist. Die Häuser wurden aus rohen Baumstämmen hergestellt: Zwei starke Stämme oder Bäume trugen den Firstbalken, den die Alemannen aus ihrer Heimat hergebracht hatten. Auf den Boden legte man eichene Schwelbalken in einem Biered. In die Edeln wurden Pfosten gestellt und darüber wieder wagrechte Balken gelegt. Auf diese stützte man die Räsen, die bis zum Firstbalken reichten. Das Dach wurde mit einer dichten Strohlage gedacht und hing auf allen vier Seiten tief herunter; so gab es dem Hause guten Schutz gegen Regen, Schnee und Kälte. Die Seitenwände des Hauses wurden aus Balken hergestellt, die man übereinander legte und mit den Eckpfosten verzapfte. Jedes Haus hatte drei Türen, die aus zwei Teilen, einem obern und einem untern, bestanden. In der Mitte des Hauses war die Küche. Über dem Feuer hing ein großer Kessel an einer Kette. Der Rauch entwich durch die Türen oder durch eine Luke im Dach. An das Wohnhaus wurden dann Ställe angebaut, daneben ein Speicher erstellt und davor ein Garten mit Gewürzpflanzen angelegt. Um diese Häuser und den Garten wurde endlich noch ein Zaun errichtet, und dann war der Hof fertig.

Als mehrere Höfe gebaut waren, wurde das Land durch das Los verteilt. Der Wald am Bergabhang war allen gemeinsam. Dort konnte jeder Hausvater das nötige Holz für seinen Herd schlagen, wilde Tiere jagen und das Vieh hintreiben. Gewöhnlich wurde das Vieh auf die ebene Talaue des Flusses hinabgetrieben; das war die allgemeine Weide oder Allmend.

Auf dem breiten Schuttkegel des Baches und an den sanfteren Abhängen lag das gute Ackerland. Daselbst unterschied man drei größere Teile: die „Zelt“, die „Bünte“ und das Mattland.

Von der „Zelt“ erhielt jeder Hausvater drei Felder; auf dem einen säte er Roggen, auf dem andern Haber, und ein drittes lag immer ein Jahr lang brach. Dieses Feld wurde stets im „Brachmonat“ gepflügt. Jedes Jahr wurde gewechselt.

Auf der „Bünte“ wurden Hanf und Flachs gepflanzt; diese wurden von den Frauen gesponnen und zu Tuch gewoben. Die „Bünte“ oder das Beundenfeld enthielt ebenso viele Felder, als Familien vorhanden waren.

Das Mattland lag am unteren Ende des Schuttkegels, so daß es leicht bewässert werden konnte; dort hatte jeder Bauer seine Heuwiesen. Alle diese verschiedenen Felder wurden durch das Los an alle Hausväter verteilt.

So gehörte also zu jeder Ansiedelung einer Sippe ein ziemlich großes Gebiet Land mit Wald, Ackerland und Allmend. Das war alles zuerst Gemeindeland; später konnten sich die Bauern verschiedene Landstücke erwerben.

Die Einteilung des Gemeindelandes ist viele Jahrhunderte lang die gleiche geblieben; auch heute ist sie noch an einigen Orten zu erkennen. Besser noch haben sich die alemannischen Namen dieser Höfe erhalten. Gewöhnlich nannten sich die Bewohner eines Ortes nach dem Sippenführer; hieß dieser z. B. Ruonolf, so nannten sich seine Nachkommen Ruonolfinger, und der Ort hieß später Ronofingen.

Die ersten Alemannen, die in unser Gebiet kamen, siedelten sich in den Tälern der Aare, der Langeten und der Emme an. Eine Hundertschaft zog in das Tal der Langeten und nahm daselbst Besitz vom Land; die Führer der zehn Rotten oder Sippen hießen vermutlich: Rocco, Lozo, Madalolt, Leimolt, Dioto, Gundolt, Hutto, Erich, Urso und Walthari. Wo ihre Sippen die ersten Häuser bauten, sind Weiler entstanden und später Dörfer. Diese tragen deshalb heute noch die Namen Roggwil, Lohwil, Madiswil, Leimiswil, Dietwil, Gondiswil, Huttwil, Eriswil, Ursenbach und Walterswil.

Eine andere Hundertschaft kam in das Gebiet der unteren Emme; die Sippenführer hießen: Wino, Erso, Büoto, Roppo, Deoto, Subo, Baturich, Gerolf, Ruedilo, und Effilo. Wo sich ihre Sippen ansiedelten, entstanden die Dörfer: Winingen (jetzt Winigen), ebenso Ersigen, Büotingen oder die Höfe der Büettinger, daher Büttighofen (heute Büttiglofen), ferner Roppigen, Deitingen, Subingen, Bätterchingen (Bätterkinden), Gerlaingen, Rüdeligen und Effilingen (heute Nefflingen).

Im mittleren Emmental siedelten sich mehrere Sippen auf den Terrassen des Haupttales und der Nebentäler an, so die Sippen des Ruedhero, Lobaheri, Sigino und Eggo; in die Seitentäler zogen Landolt, Walger, Heimo, Ruediger und Suomolt. Aus den Weilern dieser Alemannen entstanden die Dörfer: Rüderswil, Lauperswil, Signau, Eggwil, ferner Landiswil, Walkringen, Heimiswil, Rüedigersau (jetzt Rüegsau) und endlich Sumiswald.

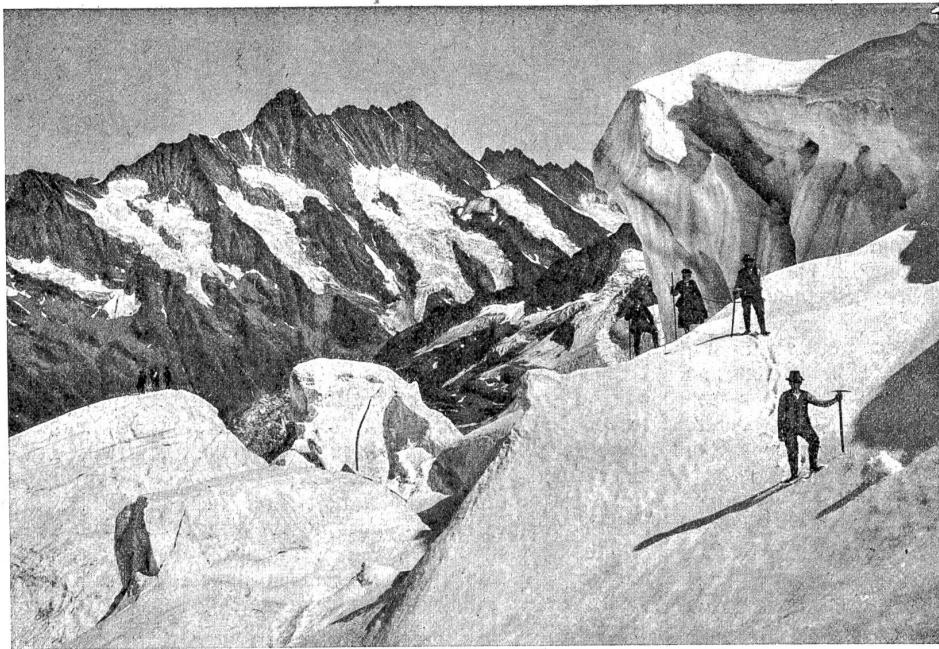
Am Fuße der Bantigerberggruppe und der Blasenfluh ließen sich die Sippen des Hetto, Bärolt, Zollo, Bollo, Sindhero, Waho, Uzzo, Ruonolf und Herolf nieder. Aus ihren Höfen entstanden die Dörfer: Hettiswil, Bärwil, Zollinghofen (jetzt Zollitzen), Bolligen, Sinneringen, Bechigen, Uzigen, Ronofingen und Herolsingen.

Zum Jungfrauojoch.

Wohl hatten mich einst gute Freunde und eigenes Gelüsten veranlaßt, mit ihnen einige Höhen zu besteigen, von denen man siegesfroh auf die Welt herunter sieht; meine Versuche gelangen; ich hatte mich trotz geringer Vorbereitung als bergfähig erwiesen, und die Erinnerungen an diese Fahrten, an mondscheinbeschienene Klubhüttennächte und sonnenbeglänzten Hochgebirgszauber und eispidelbewehrtes Kraftgefäß, an umsichtige Führer und lebensfrohe Kameraden bleiben mir noch als glänzende Lichtblicke aus längst entschwundenen Tagen. Aber die meisten meiner Berggenossen haben sich zum langen Schlaf hingeklebt; mich hat das Alter überschlichen und mit ihm das bittere Muß der Entzagung.

Für solche Leute und noch andere ist Guner-Zellers Schöpfung ein guter Trost, und nach manchen vereitelten Anläufen, noch einmal Höhenluft zu atmen, kam zwischen Regenschauern ein klarer Herbsttag und brachte mir die Erfüllung eines langgehegten Wunsches.

Von Lauterbrunnen rollte der Bahnwagen in schönen Kurven hinan, vollbesetzt von erwartungsfrohen Insassen. Aus der schattigen Röhre des Septembermorgens blickten wir hinüber auf die sonnenbeglänzten Weiden von Isenfluh und von Grütschalp über der fühlenden Mürrenbahn und auf das wohlgeformte Schilthorn, die blinkenden Eiszinnen der Ebnefluh und ihre Nachbarn.



Bei der Station Eismeer.

Wir fuhren durch die Hotellkolonie von Wengen; es weitete sich die Welt, neue Berge erhoben sich im Sonnen- glanz; schöner und größer wurde die Nähe und Ferne. — Kleine Scheidegg! Jungfraubahn einsteigen!

Man drängt sich in die Wagen und tauscht Worte freudiger Erwartung. Es ist Schweizergewächs, das sich da zusammenfindet und den Bergen der Heimat seine Verehrung darbringt; man darf berndeutsch reden und zürndeutsch, wer's kann und Zeit hat ob dem Schauen und Genießen.

Bald sind wir in der Felsenwildnis der Station Eiger- gletscher, sind dem trockigen Kolos Eiger hart an den Leib gerückt und schlüpfen in den Berg hinein, dessen ungeheure Wand uns draußen entgegenstarre. Leicht gleitet der Zug durch die elektrisch erhelle Finsternis; man sitzt und träumt und wartet auf Kommandes. Da, ein Halt, ein Gang durch eine außen offene Felsengalerie: „Eigerwand“. Ein Augenblick staunenden Schauens auf das tief unter uns liegende Tal von Grindelwald.

Weiter geht's zwischen lichtbeschienenen Felsmauern. Wo sind wir? Station Eismeer, umsteigen, zehn Minuten Aufenthalt! Man hastet zur Aussichtsgalerie und beb't fast erschrocken zurück, so grausig wild ist der zerrissene Gletscher da unten. Man ist stumm und starrt in die furchtbare Schönheit hinaus. Was wüßte ich von Hochgebirge, hätte ich solches niemals gesehen! Aber sagen kann man es nicht; vielleicht kann es der Poet, der Künstler, oder einen Abglanz, ein schwaches Echo davon geben. Wer es aber gesehen hat, mit der Seele gesehen, der wird einen unauslöschlichen Eindruck davontragen. „Wunder der Schöpfung“, hier sind solche Wunder. Aber warum sind wir stolze Menschen so klein untereinander?

Noch haben wir uns nicht erholt von dem schaurig-schönen Anblick, da rufen uns durch die dämmerige Felsen- höhle die Bahngleute wieder zusammen zum Einsteigen zu noch höheren Höhen, zum Anblick neuer Wunder.

Jungfraujoch, alles aussteigen!

Man drängt sich, um längst Erwartetes zu sehen. Aber Geduld! Zuerst ist wieder eine Felsenhalle zu durchschreiten, dann kommt der weite Restaurationsraum, und vor diesem ist die lange Aussichtslaupe. Das Gebäude, du siehst es nirgends; es ist eine weite Höhle, und massiv! Aber die Aussicht? Sie geht nach Süden; denn unser Weg hat sich

im Innern des Berges, des Eigers, gebogen und hat die Südseite gewonnen. Wir befinden uns zwischen Mönch und Jungfrau; westlich von uns ist sie, gewaltig erhebt sich das Felsgestell ihres Oberbaues, vielfach so steil, daß kein Schnee daran haftet. Sie ist auch von unserer Höhe aus majestatisch und das Hauptstück der ganzen Aussicht.

Tief unter unserer Felsenfestung ist das blanke lange Schneefeld „Jungfraufirn“ und weiterhin der obere Teil des Mettchglischers.

Ein langer Zug von Gestalten geht im Gänsemarsch durch dies anscheinend fast ebene Schneerevier; man sagt, es seien die Schüler des Oberseminars Bern, welche der Concordiahütte zustreben. Westlich ist das vielgenannte sagenbekannte Rottal; zu ihm, einem Zugang zum Jungfraugipfel, führt ein sehr steiler Schneehang. Wär' ich doch

dreizig Jahr jünger! Stattlich, wohlgeformt und silberweiß erhebt sich im Südwesten das Rottalhorn; aber nichts kommt auf gegen die Wucht der königlichen Jungfrau.

Doch jetzt hinauf zum weiten Schneefeld, wo die Aussicht noch viel schöner sei. Und sie ist's. Mutter Natur bietet sogar Sitzgelegenheit durch eine schneefreie Felskuppe, die zum bequemen Lagern einlädet. Ueberraschend warm ist's auf dieser Höhe von 3460 Metern. Ueberrock und Handschuhe sind überflüssig; nur die Schneibrille vergiß nicht!

Unter den zahlreichen Besuchern, die sich hier mit oder ohne Zeiss und Gebirgskarte eingefunden haben, ist keiner, der nicht die stille große Freudigkeit teilte über die Herrlichkeit der Stunde, keiner, der sich vornehm absondert; hier spricht eine höhere Macht als alle Besitztitel und Rangstufen. Dort, wo die große Fahne steht, sehe man noch weiter. Also hin! Wirklich, da ist eine Fernsicht nach Westen und Norden, welche erst am dunkeln Jurawall abgegrenzt wird. Niesenbahn und Hotel, Stadt Thun, Weissenstein und all ihr Hunderte von Borbergen, ihr alle seid uns Ueberwundene, seid unter uns. Ich grüße euch; alte Bekannte; alte Erinnerungen und Freuden wedet ihr Großen und Kleinen. Über das ist lustig: Dort im Osten das kleine bescheidene Gipfelchen sei der mächtige Eiger, durch dessen Flanke wir vor einer Stunde fuhren. Richtig! Ingenieur Strub hat sich mit uns ein Späzchen gemacht; Ingenieure machen manchmal gute Witze. Er hat uns Unwissende von der Nordwand des Eigers durch kluge Maulwurfsarbeit an die Südostseite dieses Berges gegängelt, schon bei der Station Eismeer, und durch den Bauch des dicken Mönchs hindurch; jetzt lacht der listige Techniker über unsere Verblüffung. Der Mönch aber spürt keine Leibscherzen, schaut auf uns Sonntagsfreudige gehäbig und mitleidig herab und zwinkert seiner Nachbarin Jungfrau zu: Winziges Volk da unten, Ingenieure, Büchermenschen, Bankhalter und Schreiblinge, laßt sie krabbeln, was tut es uns!

Wir aber lassen uns von der Riesenzwiesprache nicht beirren; wir genießen in vollen Zügen die Herrlichkeiten des Hochgebirges, die sie uns im hellen, warmen Sonnenlicht darbieten. Aber beschreiben läßt sich's nicht; man muß selber hin, um es anzusehen und mitzufühlen. Und wer es tut, wird trotz der aufgewendeten Silberlinge sagen: „Das war ein guter Rat; es reut mich nicht.“ F. B.